

Sofie Lichtenstein

Bügeln

Protokolle über geschlechtliche Handlungen

Ein großes Dankeschön an Thomas Hainscho, der es mir gestattete, vom Fomobot generierten Text in den meinen zu integrieren.

BÜGELN

Erste Auflage

2023

Alle Rechte vorbehalten

Text: Sofie Lichtenstein

Korrektur: Sophie Weigand

Satz und Gestaltung: Torsten Franz

SUKULTUR, Wachsmuthstr. 9, 13467 Berlin

post@sukultur.de · www.sukultur.de

ISBN 978-3-95566-157-1

Ich vergesse keine Menschen. Zumindest glaube ich das.

Mal wieder schmachte ich IHR hinterher. Sieben Jahre später. Ich erinnere mich, wie sie mir mitteilte, sich Kinder mit ihrem Geliebten vorstellen zu können.

Aus der Elternschaft sollte nichts werden. Kaum dass beide voneinander hingerissen waren, trennten sie sich schon wieder. SIE zog weg. Das weiß ich nicht deshalb, weil sie es mir erzählte, sondern weil ich es googelte. Wir hatten zu diesem Zeitpunkt bereits keinen Kontakt mehr.

Ich erinnere mich. Sie nicht mehr.

Ich frage mich, ob sie inzwischen einen anderen gefunden hat, um den üblichen Mutter-Vater-Kind-Traum zu leben, den sie, obwohl es Alternativen dazu gibt, nicht aufgeben will. In meiner Vorstellung hat sie es nicht, aber das ist, wie ich nur annehmen kann, naiv.

Ich bin nicht verliebt. Ich schmachte bloß. Und das Schmachen konnte ich mir all die Jahre über nicht abgewöhnen.

Ich kann nicht anders. Ich gebe ihren Namen mal wieder in die Google-Bildersuche ein. Es gibt genau drei Fotos von ihr im Netz. Das älteste und zugleich schönste fällt unter die Kategorie Bewerbungsfoto. Ihre katzenartigen Augen, mit denen sie mich damals unversehens rumgekriegt hat, blicken frontal in die Kamera. Die Mundwinkel deuten ein Lächeln an. Waren ihre Lippen nicht schmaler? Der kleine Leberfleck auf ihrer rechten Wange ... ich hatte ihn fast vergessen. Mein Blick wandert weiter zu ihren Haaren. Ihren Haaren, die allein bereits meine Knie weich werden lassen. Sie sind weitaus lockiger als auf den anderen Fotos. Ich habe bisher noch nie darüber nachgedacht, aber: Wie kommt das? Wenn sich etwas an ihr am stärksten bei mir eingepägt hat, dann ist es ihr Lockenkopf. Denke ich an Locken, denke ich an sie, und umgekehrt. Als würde es nicht schon reichen, dass ihr Gesicht mich nicht loslässt.

Ich öffne das zweite Bild in einem neuen Fenster. Als ich es vor ein paar Jahren das erste Mal sah, musste ich sie zunächst darauf suchen. Es ist ein Gruppenbild. Es war ihr Lächeln, anhand dessen ich sie damals identifizierte. Sie steht mittig in der hintersten Reihe, die Locken verborgen unter einer Wollmütze. Um ihren Hals schlingt sich eine Anakonda von Schal. Ob es an dem Tag wirklich so kalt war, dass es diesen modischen Fauxpas wert gewesen wäre? Ihre vom Lächeln entblößten Zähne werden teilweise vom Schal verdeckt, die Wangenknochen allerdings nicht. Sie stehen immer ein wenig hervor, wenn sie grinst. Und die Augen, immer wieder die Augen ... ob sie zwischen zehn oder hundert Leuten steht: Wie sollte ich sie nicht daran wiedererkennen? Es ist ein Jammer, dass das Bild nur in kleiner Auflösung verfügbar ist.

Als ich Foto Nummer drei öffnen will – ein winziges, nicht vergrößertes Schwarzweißbild –, entdecke ich unvermittelt ein neues Bild von ihr. Ich klicke das Thumbnail an und werde zu einer Seite weitergeleitet, die ein interkulturelles Projekt vorstellt. Möglicherweise hat sie es auf die Beine gestellt oder zumindest daran mitgewirkt. Ich schaue das Foto genauer an. Es ist erneut ein Gruppenbild. Ich suche sie und finde sie sofort. Dort steht sie, mit ihrem Grinsen, ihren hervortretenden Wangenknochen, ihren Katzenaugen und – einem Kind auf dem Arm. Das ist unerwartet. Womöglich gehört es nicht ihr? Ich werfe einen Blick auf die Bildunterschrift. Sie besteht aus dem Vornamen des Kindes sowie dem mit dem ersten Buchstaben abgekürzten Nachnamen. Das Baby und sie haben anscheinend den gleichen Familiennamen.

Sie ist doch Mutter geworden. Hat sich doch weiterentwickelt. Weiterentwickelt, während ich noch in der Vergangenheit feststecke.

Jetzt habe ich keine Ausreden mehr. Ich werde ins kalte Wasser springen.

KLAUS

Nach zwei Wochen Funkstille melde ich mich bei Klaus und schlage ein Treffen vor. Es muss schnell gehen, und er ist – wenn auch weit davon entfernt, mich anzuziehen – keine Zumutung; zumindest unter der Bedingung, dass ich beharrlich über sein Mir-zu-Leibe-Rücken, kurz nachdem wir uns das erste Mal überhaupt Hallo gesagt haben, hinwegsehe.

Meine wohl größte Hemmung, Sexualität jenseits der Autoerotik zu leben, dürfte wohl in meiner Tendenz zur Ängstlichkeit begründet liegen, die sich mit dem grundsätzlichen Risiko, das man als Frau eingeht, sobald man einen Mann gewähren lässt, nur schlecht verträgt. Ich spüre, wie meine innerliche Bremse anzieht. Der Gedanke an das Foto mit dem Kind löst die Blockade allerdings unversehens wieder. Meine Entschlossenheit, möglichst schnell etwas zu erleben, worüber ich berichten kann, kommt wieder in Fahrt.

Gäbe es das Bild nicht, hätte ich mich wohl nie mehr bei Klaus gemeldet. So interessiert, lebhaft und redselig er auf Tinder erscheint, so zäh ist es abseits des Internets, sich mit ihm sinnvoll zu unterhalten. Klaus beschränkt sich darauf, Fragen zu beantworten, stellt aber keine. So überträgt er mir, und vermutlich auch allen anderen Frauen vor und nach mir, die alleinige Verantwortung, das Gespräch am Laufen zu halten. Konversationelle Fürsorge, kommunikative Arbeit. Das und der Umstand, dass ich immer wieder damit beschäftigt war, seine physische Aufdringlichkeit abzuwehren, hatten unser erstes Date zur Kraftprobe gemacht.

Klaus meldet sich schnell zurück und verhehlt seine Freude nicht. Vermutlich ist er genauso überrascht wie ich, dass ich noch einmal von mir hören lasse. Ich schlage vor, in der *muckbar* etwas zu trinken.

Für eine direkte Einladung zu mir nach Hause bin ich nicht abgebrüht genug. Jedenfalls nicht für jenen Anlass, der mir vorschwebt, obwohl es ja zwangsläufig bei mir zu Hause enden muss. Mir fehlt, zugegeben, die Routine und womöglich auch das Stück Risikobereitschaft, dessen es bedarf, um mit einem Mann ins Bett zu gehen. Theoretisch kann man sich bei keinem sicher sein, keine sexuelle Gewalt zu erfahren. Deswegen schwingt beim Dating, ja bei jeder intimen Begegnung mit Typen, stets etwas Unheimliches mit.

Ich hätte mich schon früher um Kondome kümmern können, tue es allerdings erst kurz vor unserem Treffen, um mich mental auf den Sprung ins kalte Wasser heute Abend einzustellen. Ich bräuchte im Grunde keine Kondome kaufen. Zuhause habe ich mindestens noch eine halbe Packung rumliegen. Die eine Hälfte habe ich in den vergangenen Wochen und Monaten für meine Toys verwendet. Die andere Hälfte ist belebter Materie vorbehalten. Aber wie ich bereits erwähnte: Es geht beim Kauf der Kondome nicht darum, einen etwaigen Mangel an Safer-Sex-Utensilien auszugleichen, sondern um die Symbolkraft, die ich bitter nötig habe.

Als ich im Rewe an der Kasse stehe, empfinde ich für einen kurzen Augenblick eine lächerliche Euphorie. Ich fühle mich auf diese übertriebene Weise erwachsen, so wie mit siebzehn. Erwachsen wie andere Erwachsene kaufe ich mit völliger Selbstverständlichkeit einen Gebrauchsgegenstand, um nicht jugendfreie, jedoch allzu menschliche Interaktionen mit reduziertem gesundheitlichem Risiko durchzuführen. Dabei ist die Selbstverständlichkeit natürlich eine Illusion. Wäre das Kondomekaufen nämlich tatsächlich etwas, worüber ich nicht groß nachdächte, würde ich doch kein Wort darüber verlieren. Je länger ich mich daran ergötze, desto mehr drängt sich das Gefühl der Blamage auf.

Ich verlasse schnell den Laden.

Wenn ich heute mit Klaus ficke, habe ich das fünfte Mal in meinem Leben Sex, und das zweite Mal Geschlechtsverkehr, denke ich, während ich die Straße runterlaufe. Ich stelle Vermutungen über die Qualität des uns bevorstehenden rituellen Küssens an und gelange zur Prognose, dass das Knutschen scheiße sein wird. Klaus mutet wie jemand an, der primär die Zunge benutzt, um sie unkoordiniert kreiseln zu lassen, als gäbe es nur sie und keine Lippen, die die Lippen seines Gegenübers mit Zärtlichkeit bedenken könnten.

Ich frage mich, ob das neuerliche Treffen ebenso fade sein wird wie das erste. Das Einzige, das ich an Klaus interessant finde, ist die Tatsache, dass er klettert; nicht in Kletterhallen – jedenfalls nicht nur –, sondern an Wänden aus echtem Granit oder Gneise. Bisher kannte ich niemanden, der Berge bestiegen hat oder Felsen hochgeklettert ist; bis auf Mary vielleicht. In Hamburg anno dazumal zeigte ich ihr Bilder der Lhotse-Südwand und der Rupalflanke, ehe wir verklemmten und nichtsdestoweniger schönen Sex hatten. Zum Einschlafen sahen wir den Film *Nanga Parbat* von Joseph Vilsmaier an. Mary berichtete – ob es vor oder nach der sexuellen Interaktion war, weiß ich nicht mehr –, früher sei sie, damals noch mit langen Haaren, das ein oder andere Mal mit ihrem Vater klettern gewesen, was Spaß gemacht habe. Als Liebhaberin der Berge, die bis heute noch nie einen bestiegen hat, wollte ich von ihr wissen, ob sie sichern und selbstständig eine Route finden könne. Ich erinnere mich nur an meine Fragen, Marys Antworten darauf habe ich vergessen. Ich nehme an, dass nicht. Was ich dagegen noch recht präzise erinnere, ist, dass Mary, die mit ihrer Familie im Hader war, notorisch Freundschaften sexualisierte. Früher oder später landete sie mit jeder ihrer Freundinnen im Bett. Vermutlich nicht, weil sie sie im eigentlichen Sinne des Wortes begehrte, sondern nach der Nähe und Stabilität suchte, die ihr in der Familie versagt blieb. Vergänglich.

Ich schweife aber ab.

Klaus jedenfalls besteigt Berge, und seinen Erzählungen nach tut er dies mit einer gewissen Erfahrung und Kompetenz. Er war sogar im Himalaya trekken und im Everest-Basecamp. Das hat zwar nicht unmittelbar mit Klettern und Bergsteigen zu tun, ist deswegen aber nicht uninteressant. Beim ersten Date wollte ich wissen, wie groß der Everest wirke im Vergleich zu den Alpen. Joa ... joa. Das war seine Antwort. Es war keine Antwort. Joa ist eine Partikel. Herumpartikeln ist keine adäquate Erwiderung auf eine W-Frage. Doch egal, wie sehr ich auch nachbohrte, er partikelte bloß rum anstatt mir Rede und Antwort zu stehen. Joa ... joa.

Klaus ist vor mir da, er hat sich bereits im Hinterraum nach der Tischtennisplatte umgesehen, die laut seiner Auskunft bereits von ein paar Leuten besetzt sei. Wir bestellen Getränke. Er trinkt Bier, ich Cola. Normalerweise würde ich ja auch saufen. Angelegentlich des mir bevorstehenden Ereignisses jedoch erscheint es mir undenkbar, mir Cola-Rum einzupfeifen. Klaus trägt einen dunklen Pulli. Wir beginnen mit der Konversation, das Quatschen ist genauso zäh wie beim ersten Mal. Schon während der Unterhaltung weiß ich nicht mehr, worüber wir sprechen, das Vergessen setzt bereits in der Gegenwart ein. Vermutlich reden wir sogar schon über die Berge, keine Ahnung. Ich kann nicht einmal mehr Auskunft darüber geben, wer von uns gerade spricht, so präsent ist das Vergessen, die Nichtigkeit, das Ganzkörpergefühl, dass wir uns nichts zu sagen haben.

Irgendwann stellen wir synchron fest, dass unsere Gesprächskompatibilität nicht ausreicht, um länger als zwei Stunden in einer Bar auszuharren. Klaus schlägt vor, ein paar Häuser weiter das *Absturz* aufzusuchen. Wie sich herausstellt, ist er in zahlreichen linksaktivistischen Kontexten unterwegs. In meinem Kopf hinterlasse ich die Notiz: sympathisch. Wahrscheinlich wird er mich heute Abend bei mir zuhause nicht vergewaltigen. Scheiß doch drauf, dass wir uns nicht sinnvoll unterhalten können.

Im *Absturz* gibt es einen schäbigen Billardtisch und zwei Queues, die offenkundig durch viele ungewaschene Hände von Punks und anderen Linken und noch mehr Möchtergernlinken gegangen sind. Der eine Spielstock ist in der Mitte abgebrochen. In den Ecken sitzen Leute, die uns beim Spielen zugekiff observieren und mit ihren Joints den Laden zustinken. Mein Schicksal ist, dass alle außer mir den Geruch von Gras mindestens bekömmlich, wenn nicht sogar anheimelnd finden. Ich nehme den halben Queue, beuge mich über den Tisch, der wenig überraschend wie ein voller Aschenbecher stinkt, und eröffne das Spiel. Mein Blick bleibt kurz an einem vergilbten Poster an der Wand hängen. Durch den Rauch kann ich nicht alles darauf erkennen, ein Pinup, ausgeschnittene Zeitungsbuchstaben wie in einem Erpressungsbrief, SEX, dann etwas Unleserliches, dann FUCK FOREVER. Jetzt schon möchte ich mich umgehend für eine Stunde unter die Dusche stellen und mit einer besonders aggressiven Seife abschrubben. Klaus zieht seinen Pulli aus, er trägt ein weißes Shirt darunter. Seine entblößten Arme lassen seine körperliche Fitness erkennen. Ich versuche mir Klaus sexy zu reden.

Ich finde Gefallen am Billard, in erster Linie deswegen, weil wir eine plausible Ausrede haben, nicht miteinander zu reden. Gleichzeitig lockert sich zwischen uns die Stimmung auf, denn was wir selbst nicht können, erledigt unsere Umwelt. Zwei Dykes fragen uns, ob wir zusammen die nächste Partie antreten wollen. Klaus ist einverstanden, ich auch. Während Klaus um den Tisch wandert, um den nächsten Stoß auszuführen, starre ich eine der beiden Dykes unverwandt an, abwägend, ob ich unter anderen Umständen versuchen würde, sie abzuschleppen, ganz unbeholfen natürlich, noch unbeholfener als bei Klaus, der vor mir auf dem Silbertablett liegt.

Schließlich spricht eine der Frauen mit mir. Nein, denke ich, abschleppen würde ich sie nicht. Aber ich ziehe, stelle ich fest, bereits aus dreißig Sekunden unverfänglichem Smalltalk mehr Gewinn als aus jeder Unterhaltung mit Klaus bislang.

Nachdem uns die Dykes beim Billard gedemütigt und dabei so viel Größe bewiesen haben, sich nichts darauf einzubilden, gehe ich aufs Klo, um meine mit Keimen kontaminierte Hand einzuseifen und abzuwaschen. Ich bin bereit. Bereit, weil ich's irgendwann im Verlauf des Abends ja einmal sein muss und mit Klaus inzwischen auch nichts anderes mehr anzustellen weiß, als Sex mit ihm zu haben.

Zuhause baut sich sämtliche Anspannung, derer ich mich beim Billard entledigt habe, wieder auf. Mit einem Mal wird mir wieder die völlige Abwesenheit meiner Anziehung zu Klaus bewusst. Dass ich in zwanzig, dreißig Minuten geschlechtliche Handlungen mit ihm durchführe, erscheint mir so abwegig wie determiniert. Klaus und mich eint ein klägliches Mangel an sozialer Kreativität, und so greifen wir auf den ältesten aller Hetero-Tricks zurück: Wir schalten den Fernseher ein, um das Balzen zu initiieren. Wir liegen dicht beieinander. Die Berührungen, das Kuschneln lassen mich an Zahnräder denken, die nicht ineinandergreifen. Nebenbei läuft *South Park* auf Comedy Central, und irgendwie passt das ausgesprochen gut zu unserer ermüdenden Inkompatibilität. Als das Küssen anfängt, das tatsächlich ich beginne, weil ich nicht weiß, was ich anderes mit diesem warmen, ungelent an mich geschmiegt Leib anfangen soll, werde ich in meiner anfänglichen Prognose bestätigt: unkoordiniertes Zungenkreiseln, als hätte Klaus noch nie einen Hollywoodfilm gesehen. Meine pädagogischen Versuche, ihm mit meinen Lippen beizubringen, sich auch mit seinen Lippen zu beteiligen, scheitern kläglich. Immerhin dauert es nicht lange, bis wir zu Phase zwei übergehen und blankziehen. Ich nehme Anstoß an Klaus Geruch, er besteht in Teilen aus Schweiß und etwas, das ich nicht klassifizieren kann. Vermutlich ist es das Stück olfaktorische Individualität, die man an uns allen riechen kann, wenn wir auf parfümierte Seife und Deos verzichten.

Als Klaus seine Shorts auszieht, springt ein durchschnittlich großer, durchschnittlich breiter Ständer hervor, und ich beschleße, auf Gleitmittel zurückzugreifen, zweifle ich doch, zu Unrecht, wie sich später herausstellt, an der Lubrikationsfähigkeit meines Geschlechts. Ich hoffe, Klaus kommt nicht auf die Idee, mich zu lecken, aber natürlich tut er es. Am liebsten würde ich ihm sagen: „Nein, danke, kickt mich nicht“, doch bin ich aus Gründen der Überidentifikation und Projektion seit jeher Aufsehen erregend schlecht darin, in sexuellen Situationen irgendetwas zu kommunizieren, von dem ich befürchte, es könnte als Zurückweisung aufgefasst werden. So liege ich also da, atme schwerfälliger vor mich hin, als ich tatsächlich müsste, und sinne nach, wie ich seinen Kopf zwischen meinen Beinen loswerde, ohne ihm Komplexe einzuflößen. Nach gefühlt endlosen Minuten ziehe ich ihn zu mir, küsse ihn und gelange somit vom Regen in die Traufe. Es dauert nicht lange, bis mir das Uhrzeigern mit der Zunge dermaßen auf den Geist geht, dass ich Klaus nach Kondomen frage. Ich habe, wie ich sehr gut weiß, selbst Kondome, muss Klaus aber unmissverständlich signalisieren, dass ich nun zur penetrativen Phase übergehen möchte.

Klaus ist vorbereitet, er hat Kondome eines Fairtrade-Start-ups mit. Ich wüsste gerne, ob er sie hoffnungsvoll oder in Erwartung eingepackt hat, wobei mich Letzteres zweifellos so beleidigen wie verärgern würde. Ich hole mein Gleitmittel hervor und schmiere seinen kondomumhüllten Schwanz sowie meinen Scheideneingang ein. Schließlich dringt er ein, und ich bin erleichtert, keine Schmerzen zu spüren. Mit der Gleitcreme habe ich mir allerdings keinen Gefallen getan. Schon nach wenigen Minuten spüre ich nichts mehr bis auf ein unbestimmtes Rein-Raus, das für mich jeder physiologischen Musikalität entbehrt. Ich bin voller Schweiß, ja klitschnass, nicht allerdings, weil ich schwitzen würde, ich bekomme hier die volle Ladung Klaus-Schweiß ab. Ich habe mich also nicht nur figurativ, sondern auch buchstäblich ins Wasser gewagt, wenn auch es nicht kalt ist. In meinem Kopf setze ich einen Erledigt-Haken und warte

ungeduldig darauf, dass Klaus abspritzt. Er kommt allerdings nicht zum Höhepunkt, sondern hört irgendwann einfach auf.

Mein vorher frisches Bettlaken ist klamm und riecht nach altem Schweiß. Wir liegen da und schweigen einen Moment. Klaus fragt mich, als wollte er mich dazu bringen, die Augen zu rollen, ob ich gekommen sei. Ich verneine. Dann erklärt er sich dafür, dass er nicht abgespritzt habe. Beim ersten Mal mit einer neuen Person sei er immer etwas angespannt und könne sich nicht fallen lassen. Mir gefällt das. Ein Mangel an Abgeklärtheit lässt auf eine gewisse Demut gegenüber der Person und der Situation schließen. Wir unterhalten uns jetzt, und das erste Mal fühle ich mich dabei nicht zu Tode gelangweilt. Vielleicht ist es aber auch nur die Euphorie, den Sprung ins kalte Wasser gewagt und überstanden zu haben, die mich kommunikativ so milde stimmt.

Irgendwann steigt in mir die Befürchtung auf, Klaus könnte bei mir übernachten wollen. Um das zu verhindern, kündige ich an, an meinem Roman weiterarbeiten zu müssen, der Abend habe länger gedauert als geplant. Klaus versteht und zieht sich an. Während er in seine Hose schlüpft, mustert er mich und sagt, dass ich so aussehe, als hätte ich einen geringen Körperfettanteil. Vermutlich will er diese Bemerkung als Kompliment verstanden wissen.

Zur Verabschiedung zwingt mich noch einmal zum lästigen Küssen, dann zieht Klaus endlich von dannen. Ich gehe ins Bad und blicke in den Spiegel. Meine Wimperntusche, die ich eigentlich nur deswegen auftrage, um nicht blass und kränklich auszusehen, ist verschmiert. Ich fühle mich wie Courtney Love, während ich in Wirklichkeit mehr Alice Cooper ähnlich sehe.

ficken, Heißhunger, ficken, Heißhunger

MORTON, STEFFEN, MORTON

Ich habe es wirklich versucht, doch ich fühle mich unbefriedigt. Ich hätte auf die beiden Blasenentzündungen, an denen ich jeweils laborierte, nachdem Klaus und ich geschlechtliche Praktiken miteinander durchgeführt hatten, hören sollen. Meine Harnblase als Andreaskreuz, um mich zu gemahnen, dass sich das Schlechte nicht schön und Distanzen nicht wegkoitieren lassen ... zwei einwöchige Antibiotikabehandlungen und eine Probiotika-Darmkur später habe ich nichts Besseres zu tun, als meine Aktivitäten auf Tinder wieder anzukurbeln.

Ich wische täglich ein paar hundert Leute nach links und zwei bis zehn nach rechts. Einer von den nach rechts Gewischten ist Morton. Vermutlich hat es ihn angesprochen, dass ich in meinem Profil explizit angebe, nach Sex zu suchen. Auf einem seiner Bilder ist er irgendwo in, wie ich vermute, Thailand zu sehen. Auf einem anderen befindet er sich in der Luft mit einem Skateboard unter seinen Füßen, das sich dem Anschein nach um die eigene Achse dreht. Als Skateboard-Kennerin, die wieder und wieder viele Stunden damit verbringt, die X-Games und Videos von Kreativskatern zu bingen, spekuliere ich darauf, dass er ein langweiliger Poser ist, der sich bei einem Sprung hat ablichten lassen, den er am Ende nicht gestanden hat. In seinem Profil steht, er befinde sich in einer offenen Beziehung. Das ist okay, oder besser gesagt: mir egal. Es ist schließlich nicht so, dass ich gegenwärtig auf der Suche nach Nähe und Amourösitäten wäre. Ich will Befriedigung. Will Fantasien ausleben. Doch wenn ich ehrlich bin, will ich einfach nur jemand anderes als Klaus. Bis heute konnte ich mich nicht an seinen Körpergeruch gewöhnen. Nur damit keine Missverständnisse aufkommen: Klaus war zweifellos wichtig für mich. Wichtig für mich, um den Sprung ins kalte Wasser zu wagen. Jetzt allerdings schwimme ich und kann mich vom sicheren Steg wegbewegen.

Es dauert nicht lang, bis Morton mich anschreibt. Dass ich nach Sex suche, fände er interessant. Er kenne das gar nicht, dass Frauen so offen seien. Er selbst habe auch Lust auf frivole Kontakte – wer hätte das gedacht bei einer derartigen Gesprächseröffnung. Wir reden ein wenig über unsere Vorlieben, wobei ich tatsächlich erst in den nächsten Monaten eine dunkle Ahnung davon bekommen soll, was mir im Bett gefällt. Morton erklärt, er möge es, dominant zu sein. Dann rechtfertigt er sich dafür, warum er nach Sex Ausschau halte. Als Mann sei der Trieb eben doch schon ziemlich stark. Ich rolle die Augen und will wissen, wieso er seine Lust aufs Vögeln mit männlicher Identität verbinde. Es sei eben die Natur, so Morton, evolutionär. Ich weiß nicht, warum ich das Match nicht in diesem Moment lösche, wenigstens weise ich ihn deutlich darauf hin, dass die Männer-wollen-immer-und-häufiger-als-Frauen-Erzählung anachronistisch ohnegleichen ist. Ich tippe aber nicht tatsächlich „anachronistisch“, denn sein Getexte lässt vermuten, dass er nicht weiß, was der Ausdruck bedeutet. Wenn Heterofrauen keine Lust auf Sex haben, so ich, könne das unter anderem daher rühren, dass sie mit Partnern intim geworden seien, die von der eigenen Stimulation auf die ihre geschlossen haben anstatt sich bewusst zu machen, einen Menschen mit anderen anatomischen Eigenheiten vor sich zu haben. Morton versteht mein Argument nicht, gibt zu, er kenne sich mit, Zitat, Feminismus und sowas, Zitatende, nicht aus, nur um im selben Wortlaut zu wiederholen, dass der Trieb bei Männern eben doch schon ziemlich stark sei. Ich erwidere sachlich pflichtbewusst, dass es keine Evidenz für einen geschlechterspezifischen Unterschied hinsichtlich des Sexualtriebes gebe. Dann aber wechsle ich, um im Sinne meines eigenen Sexualtriebes zu handeln, das Thema und kommentiere freundlich interessiert sein Skateboard-Foto. Er skate schon seit zwanzig Jahren, erklärt er, womit er meine diesbezüglich geringen Erwartungen übertrifft. Wenn er zwanzig Jahre skatet, denke ich, wird er schon ein paar Tricks beherrschen.

Aus heiterem Himmel sagt Morton, ich solle mir darüber im Klaren sein, dass er eine Freundin habe und sie nicht verlassen werde, auch wenn wir beide, er und ich, Sex miteinander haben sollten. Ich bekomme die Krise. Warum halten es Dudes quasi für gesetzt, dass Frauen ihnen während oder spätestens nach dem Vögeln verfallen? Dass Sex Frauen irrational macht, selbst wenn sie kein Bedürfnis nach irgendetwas haben, was über die Bettkannte hinausweist? Ist das so eine „Da-ist-der-Wunsch-Vater-des-Gedankens“-Sache? Ich versichere Morton, dass er mein Herz nicht durch Penetration wird weich stoßen können und die Angabe in meinem Profil, nach Sex-Kontakten zu suchen, keine Räuberpistole sei, so unfassbar es für ihn als Typ auch klingen mag. Morton rudert zurück, er merkt, wie lachhaft seine Bemerkung war, und erwidert kleinlaut, er habe nur auf Nummer sicher gehen wollen. Wir nehmen uns vor, uns zu treffen, wobei Morton betont, mit neuen Bekanntschaften nicht nur ficken, sondern auch etwas Freizeit verbringen zu wollen. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, mache ihm mit einem Daumenhoch-Emoji jedoch vor, sein Bedürfnis zu teilen. Um ehrlich zu sein, fühle ich mich hinsichtlich meines sozialen Lebens bereits gesättigt. Es gibt zwei Leute, mit denen ich mich ein bis drei Mal im Vierteljahr treffe. Das macht mich zufrieden. Lässt mich nicht einsam fühlen; zumal es ohnedies nicht mehr als diese beiden Personen gibt, denen ich etwas zu sagen habe und umgekehrt.

Eigentlich dürfte ich mich, wenn ich prinzipientreu wäre und nur ein bisschen Ehre hätte, wie die Kids heutzutage sagen, überhaupt nicht auf so einen travelnden Skate-Hallodri einlassen. Allerdings gibt es die Phrase des *guilty pleasures*. Eine Phrase, mit der man sich nach meinen bisherigen Beobachtungen außerordentlich erfolgreich für Prinzipienverstöße entschuldigen kann. Daher soll Morton mein erster Fick sein, um die Wirksamkeit der *guilty-pleasure*-Schutzbehauptung zu testen. Aber natürlich lüge ich schon jetzt, denn: Mir geht es tatsächlich nur darum, eine Haut zu fühlen, die nicht die von Klaus ist.

Ich schlage ein Treffen vor. Morton sagt, er melde sich, wenn er von seinem Job zurück sei.

Zwei Wochen und nach wie vor kein Wort. Weil ich nicht mehr damit rechne, von Morton zu hören, treffe ich mich mit einem Mann namens Steffen in der *Spelunke*. Durchaus hoffnungsvoll gestimmt, da mir sein Profilbild gefällt, setzte ich mich in die hinterste Ecke, ohne etwas zu bestellen. Der Barmann wirft mir, während er sich unterhält, finstere Blicke zu. Ich warte, wackele mit den Beinen und bekomme unvermittelt einen Anruf. Es müssen noch Worte erdacht werden, um unverfälscht zum Ausdruck bringen zu können, wie sehr ich es hasse, die Stimme meines Dates am Telefon zu hören, noch ehe wir das erste Wort vis-à-vis miteinander gewechselt haben. Am Handy meldet sich ein Mann mit einem Schweizer Dialekt, der mir mitteilt, sich bei der Kneipe vertan zu haben. Die Kneipe wohlbemerkt, die er selbst vorgeschlagen hat. Ich biete ihm an, uns irgendwo mittig zu treffen, allein schon deshalb, um den düsteren Blicken des Barmanns zu entfliehen, doch beharrt Steffen darauf, zu mir zu kommen. So lege ich auf und strebe bestellwillig auf den Tresen zu, damit ich endlich wie jemand angesehen werde, der nicht durch und durch unwillkommen ist. Da mir flau im Magen ist, bestelle ich mir nur eine Cola. Doch statt mir endlich mit milder Miene zu begegnen, macht der Barmann nach wie vor ein Gesicht, als fragte er sich, Himmelarsch, was machst du hier?

Ich setze mich mit meinem Getränk zurück an meinen Platz. Eine dreiviertel Cola später erscheint endlich Steffen. Sein Gesicht ist in der Tat schön anzusehen, doch lösen seine Haltung sowie sein Bewegungsablauf unerotische Assoziationen in mir aus. Steffen wird vor meinen Augen zu Steve Urkel aus *Family Matters*. Schon jetzt weiß ich, dass ich keinen Sex mit ihm haben werde. Es sei denn, er sagt jetzt schnell Dinge, die mein Geist bekömmlich findet.

Unser Gespräch beginnt mit dem Was-machst-du-beruflich-Standard. Seine persönlichen Koordinaten muten geordnet und

langweilig an. Ich erfahre, dass Steffen promovierter Musikwissenschaftler und als Lehrer angestellt ist. Steffen hat es bei der Arbeit schwer, erklärt er mir, denn er arbeitet an einer sogenannten Brennpunktschule. Es gebe da keinen normalen Unterricht, man brauche wirklich starke Nerven. Während der Unterrichtsstunden würden alle einfach machen, was sie wollen. Steffen legt jetzt richtig los. Die meisten Kinder aus Mafia-Familien ... nur wegen der Schulpflicht überhaupt in der Schule ... Abschlüsse kein Thema ... Kriminalität als Lebensweg determiniert ... Jungs Mafiosi, Mädchen zwangsverheiratet ... arabische Großfamilien ... Clans ... die ganze Stadt in ihrer Hand ... wie Yakuza in Japan. Ich formuliere meine Zweifel daran, unbemerkt in einem deutschen Palermo zu leben, nur innerlich.

Dann kommen wir auf die Schulküche zu sprechen und schließlich auf ein veganes Kochbuch. Wir reden eine geschlagene Stunde darüber, oder treffender formuliert: Steffen hält einen Monolog. Er prognostiziert den Siegeszug der veganen Küche, weil bereits jetzt im Labor hochwertigste Lebensmittel hergestellt würden. Noch ein paar Jahre, und Fleischessen sei Schnee von gestern. Ich könne mir gar nicht vorstellen, was da im Labor hergestellt werden könne. Und dann bringt er die Laborfleischersatzprodukte wieder und wieder mit dem viel besprochenen Kochbuch in Verbindung, ohne dass sich mir der Zusammenhang erschließt. Hat das Fleischlabor das Kochbuch herausgegeben? Oder enthält das Kochbuch Gerichte mit Laborfleisch? Ich bin versucht, nachzufragen, beherrsche mich aber aus Sorge, dass Steffen dann gar nicht mehr aufhört, über das Kochbuch zu sprechen. Überhaupt ist Steffens Art zu kommunizieren mindestens verwirrend, zuweilen sogar unangenehm für mich. Nach bedeutungslosen Aussagen macht er bedeutungsvolle Pausen, wobei er mir tief in die Augen sieht und ich mich frage, ob er mich damit auffordern will, etwas zu sagen. Darüber hinaus kichert er auf eine Art und Weise, wie ich es mir bei einem sehr winzigen Fantasywesen

vorstellen würde. Kniihrrrkniihrrrkniihrrr. Dabei passen Lachgeräusch und Körpergröße nicht überein. Der Mann ist 1,87 m.

Nach einer erschöpfenden Weile geht Steffen auf die Toilette. Die Pause ist lang genug, um Ängste vor den mir noch bevorstehenden Gesprächen zu bekommen. Wer so lacht, sich so bewegt und sich so ausdauernd wie ein Geek auf ein Kochbuch fixieren kann wie Steffen, hat mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit sexuelle Präferenzen, die irgendwo im Kinky-Spektrum angesiedelt sind. Als er zurückkommt und Platz nimmt, schwenkt er unvermittelt zu den Hard Facts. Wonach ich suche, will er wissen, und worauf ich so Lust hätte. Ich sinne nach, ob beide Frage nicht auf dasselbe hinauslaufen, und antworte kurz und knapp, dass mein Tinder-Profil, in dem Sex steht, das bereits gut zusammenfassen würde.

Steffen macht ein Gesicht, als reichte ihm meine Antwort nicht. Daher ergänze ich, auf nichts Aufsehererregendes aus zu sein. Weil ich mir inmitten der Großstadt mit meinen biedermeierlich anmutenden Gelüsten wie eine Enttäuschung vorkomme, schiebe ich schnell die Frage hinterher, wofür Steffen sich denn begeistern könne. Sex sei ja schon etwas ganz Feines, so Steffen. Na los, Junge, denke ich, hau raus deine Kinks, und das tut er. Er möge Sexpartys und Lack-und-Leder-Ästhetik. Außerdem stehe er sehr darauf, wenn Frauen, Zitat, Nutten spielen, Zitatende, am besten mit verkokster Nase. Es mache ihn total an, wenn sie versaut und gleichzeitig bedürftig wirken und er ihnen Geld zustecke, wie Dienstleisterinnen, seinen Dienstleisterinnen. Ab und zu schlüpfe er auch gerne in die Rolle des Callboys. Ich bin nur Haaresbreite davon entfernt, Steffen auf die terminologische Diskrepanz zwischen den von ihm verwendeten Bezeichnungen (Nutte vs. Callboy) aufmerksam zu machen, sehe aber davon ab, da ich ja auch zu seinem rassistischen Müll vorhin nichts gesagt habe.

Er erzählt mir, dass er sich eine App runtergeladen habe, in der er Frauen von nebenan dafür bezahle, mit ihm zu schreiben und

zu vögeln. Ich frage ihn, ob es nicht einfacher sei, in ein Bordell zu gehen. Steffen schüttelt den Kopf, mit richtigen Prostituierten sei es einfach nicht dasselbe. Die Realität kann unbehaglich sein, denke ich bei mir. Irgendwann erkundigt er sich, ob ich mir auch vorstellen könne, Lack und Leder zu tragen, mich einzuölen oder bei einem Nutte-Freier-Roleplay mitzumachen. Alter, nee, gar nicht, denke ich, derweil ich bemüht bin, diplomatische und werturteilsfreie Worte dafür zu finden, von seinen Vorlieben maximal abgeturnt zu sein. Obwohl ich in sehr freundlichen Worten allen Praktiken, die Steffen aufgeilen, eine Absage erteile, ergeht er sich bereits in Fantasien hinsichtlich eines möglichen zweiten Treffens. Vielleicht hätte ich einfach nicht in mein Profil schreiben sollen, auf Sex aus zu sein. Allein meine Offenheit scheint Erwartungen zu wecken, die der Realität nicht im Mindesten standhalten können. Er will Sex versaut, ich dagegen ohne Zusätze.

Ich blicke auf die Uhr, gebe vor, es sei spät für mich, und verabschiede mich an der nächsten Straßenecke von Steffen. Er schlägt ein zweites Treffen vor. Er könne mir ja die Tage schreiben, erwidere ich und hoffe, dass er es nicht tut.

Fünf Tage später fragt mich Morton unvermittelt auf Tinder, ob ich Zeit hätte. Es ist halb zehn abends. Dass er sich ausgerechnet jetzt, da ich meine Tage habe, melden muss ... ich weise ihn darauf hin, Bluterin zu sein, was ihn zu meiner Überraschung nicht stört. Fantastisch, denke ich und lade das guilty pleasure zu mir nach Hause ein. Eine Stunde später kommt ein kleiner Mann mit Schirmmütze die Haustreppe hinauf. Wir begrüßen uns, und sofort fällt mir seine Betonung auf, das In-die-Länge-Ziehen der Wörter, als wollte er mir damit zeigen, dass ihnen sehr viel Substanz innewohnt. Ich habe mir seine Stimme zugegeben anders vorgestellt.

Wir machen Smalltalk. Morton habe in der *Adelheid* aufgelegt und seit vierundzwanzig Stunden kein Auge zugemacht. Ich kenne den Laden nicht und sage es. Morton zeigt sich darüber erstaunt,

sagt, die *Adelheid* wäre der heißeste Scheiß. Ich hoffe, dass mir weitere Erklärungen erspart bleiben, denn mir ist offen gestanden völlig Pomade, was die *Adelheid* ist. Vermutlich, weil ich's mir schon denken kann und es keine Relevanz für mich hat: irgendein Club für junge, urbane Weiße aus aller Welt, das heißt, aus wohlhabenden Ländern, in dem wie in jedem anderen nicht-queeren Club in Deutschland Elektro und Techno gespielt wird. Ein Setting, für das ich seit jeher zu uncool bin. Dem Himmel sei Dank. Das Hoffen aber ist natürlich vergeblich. Morton klärt mich auf. Die *Adelheid* sei Biergarten und Club in einem. Es sei schön dort, ich sollte da auch mal hingehen. Ich simuliere Bereitwilligkeit dazu und biete Morton etwas zu trinken an. Wir genehmigen uns beide ein Glas Cola-Rum, obwohl es Sonntag ist, mein Alkoholverbotstag. Dann biete ich ihm an, eine Partie Super Nintendo zu spielen. Morton lehnt ab und bedeutet mir, mich küssen zu wollen. Wie schön, wenn nicht um den heißen Brei herumgeredet wird. Ich stelle mich vor ihn und beuge mich zu seinem Kopf runter. Das Küssen mit Morton macht Spaß, hat aber gleichzeitig etwas Bemühtes. Sein Kuss und die von ihm produzierte Akustik dabei ist so betont sinnlich, dass mir scheint, er versucht vor einem imaginierten Instagrampublikum möglichst gut und sexy auszusehen. War Klaus nur Zunge, ist Morton ganz Lippen. Ich präferiere beim Küssen ebenfalls die Lippen, finde aber auch ein gelegentliches Eintauchen mit der Zunge durchaus appetitlich. Es geht gut voran, und schon bald haben wir uns aller Kleidung entledigt. Mortons Schwanz ist klein und schmal, wobei ich mir nicht sicher bin, ob er tatsächlich klein ist oder der überschaubare Umfang ihn lediglich so aussehen lässt. Ich unterbreche den Kuss und hole Kondome hervor. Morton sieht mich an, als sei er von meinem Griff zum Präservativ verwirrt, was bei mir wiederum unweigerlich die Frage provoziert, ob er sonst ohne Gummi durch die Gegend fickt. Morton schaut zu, wie ich die Packung öffne, das Kondom richtigerum drehe und über seinen Schwanz rolle. Der Gummi sitzt locker, sein Penis ist zu schmal für die standardisierte Größe. Da

ich keine kleineren Präservative auf Vorrat und Lust auf Sex habe, finde ich mich damit ab. Als Morton in mich eindringt, spüre ich ihn kaum. Er fickt hart und mit sportlichem Eifer, als wollte er es mir besorgen, ein guter Liebhaber sein, seine Komplexe für einen Augenblick vergessen. Hätte Klaus dasselbe mit mir gemacht, hätte ich den Sex wegen Unterleibsschmerzen abbrechen müssen. Da Mortons Penis aber weitaus schmaler und kleiner ist, kann ich hart vögeln, ohne Schmerzen dabei zu empfinden. Es dauert nicht lang, bis Morton abspritzt. Ich kontrolliere, ob nichts gerissen oder aus dem Kondom gelaufen ist, und schmeiße es schließlich in den Müll. Als ich zurückkehre, kuscheln und küssen wir uns noch ein wenig. Dann zieht Morton sich an, weil seine Leute mit ihm noch feiern wollen.

Ich schaue aufs Bettlaken. Es ist trotz Handtuch blutverschmiert.

Ehe wir uns verabschieden, erzählt er mir von seinen Reisen. Einmal im Jahr fliege er für zwei Monate weg, zumeist im Winter. Dann wird Morton regelrecht deep: Er fühle sich überall zuhause, doch wenn er einen Ort nennen müsse, der für ihn eine ganz besondere Bedeutung habe, dann sei es Thailand. Die Leute dort seien ganz nahe am Sein, stünden im Kontakt mit sich selbst, und durch das Beisammensein mit den Einheimischen reflektiere er sich auch viel selbst und spüre dann immer wieder, worauf es im Leben wirklich ankomme. Wenn man offen auf die Menschen zugehe, bekomme man so viel zurück, gerade in einer anderen Kultur.

Ich begleite das wandelnde Klischee zur Tür hinaus.

**menstruieren, denken, menstruieren, denken,
menstruieren, denken, menstruieren, denken**